



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

ERNST JÜNGER – SÄMTLICHE WERKE

Tagebücher I-VIII

- Band 1 Der Erste Weltkrieg
- Band 2 Strahlungen I
- Band 3 Strahlungen II
- Band 4 Strahlungen III
- Band 5 Strahlungen IV
- Band 6 Strahlungen V
- Band 7 Strahlungen VI, VII
- Band 8 Reisetagebücher

Essays I-IX

- Band 9 Betrachtungen zur Zeit
- Band 10 Der Arbeiter
- Band 11 Das Abenteuerliche Herz
- Band 12 Subtile Jagden
- Band 13 Annäherungen
- Band 14 Fassungen I
- Band 15 Fassungen II
- Band 16 Fassungen III
- Band 17 Ad hoc

Erzählende Schriften I-IV

- Band 18 Erzählungen
- Band 19 Heliopolis
- Band 20 Eumeswil
- Band 21 Die Zwille

Supplement

- Band 22 Späte Arbeiten – Aus dem Nachlaß

Ernst Jünger

Sämtliche Werke 19
Erzählende Schriften II

Heliopolis

Klett-Cotta

Die 22 Bände der Sämtlichen Werke, die zwischen 1978 und 2003 bei Klett-Cotta erschienen sind (1–18: 1978–1983; Supplemente 19–22: 1999–2003), enthalten Ernst Jüngers Fassung letzter Hand. Ihr folgt diese Taschenbuchausgabe in Seiten- wie Zeilenumbruch. Offensichtliche Fehler wurden korrigiert, die posthum erschienenen Supplementbände integriert. Der vorliegende Band entspricht Band 16 der gebundenen Ausgabe.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Reihengestaltung Ingo Offermanns, Hamburg, unter

Verwendung von Illustrationen von Niklas Sagebiel, Berlin

Gesetzt von pagina, Tübingen

Gedruckt und gebunden von cpi books, Leck

ISBN 978-3-608-96319-9

HELIOPOLIS

INHALT

Heliopolis Rückblick auf eine Stadt

Erster Teil

Die Rückkehr von den Hesperiden	13
Unruhen in der Stadt	64
Im Palast	78
Das Symposion	99
Ortners Erzählung	113
Der Ausflug nach Vinho del Mar	146
Auf dem Pagos	167
In der Kriegsschule	188
Das Apiarium	201

Zweiter Teil

Das Attentat	219
Im Arsenal	249
Gespräche in der Volière	262
Das Unternehmen auf Castelmario	289
Antonios Begräbnis	305
Die Lorbeernacht	309
Der Sturz	317
In Ortners Garten	329
Der Blaue Pilot	333
Der Abschied von Heliopolis	340
Stücke zu »Heliopolis«	
Das Haus der Briefe	347
Die Phantomschleuder	375
Die Wüstenwanderung	380
Über den Selbstmord	386
Ortner über den Roman	388

HELIOPOLIS

RÜCKBLICK AUF EINE STADT

ERSTAUSGABE 1949

ERSTER TEIL

DIE RÜCKKEHR VON DEN HESPERIDEN

Es war dunkel im Raume, den ein sanftes Schlingern wiegte, ein feines Beben erschütterte. In seiner Höhe kreiste ein Lichtspiel von Linien. Silberne Funken zerstreuten sich, blinkend und zitternd, um sich tastend wiederzufinden und zu Wellen zu vereinigen. Sie sandten Ovale und Strahlenkreise aus, die an den Rändern verblaßten, bis sie sich wieder zum Anfang wandten, an Leuchtkraft wachsend und jäh entschwindend als grüne Blitze, die das Dunkel schluckt. Stets kehrten die Wellen wieder und reihten sich in leichter Folge einander an. Sie woben sich zu Mustern, die sich bald verstärkten und bald verwischten, wenn Hebung und Senkung sich vereinigten. Doch unaufhörlich brachte die Bewegung neue Bildungen hervor.

So folgten sich die Figuren wie auf einem Teppich, der in rastlosen Würfeln entrollt und wieder geborgen wird. Stets wechselnd, niemals sich wiederholend, glichen sie sich doch wie Schlüssel zu geheimen Kammern oder wie das Motiv aus einer Ouvertüre, das sich durch eine Handlung webt. Sie wiegten die Sinne ein. Ein feines Brausen taktierte sie, das an den Schlag entfernter Brandungen erinnerte und an den Rhythmus von Strudeln, die man an Felsenküsten hört. Fischschuppen glänzten, ein Mövenflügel durchschnitt die Salzlucht, Medusen spannten und lockerten die Schirme, die Wedel einer Kokospalme wellten sich im Wind. Perlmuscheln öffneten sich dem Licht. In Meeresgärten fluteten die braunen und grünen Tange, die Purpurschöpfe der Seerosen. Der feine Kristallsand von Dünen stäubte auf.

Nun bot sich ein bestimmtes Bild: ein Schiff glitt langsam über den Plafond. Es war ein Klipper mit grünen Segeln, doch erschien er in der Verkehrung und stand auf den Masten, während die Wogen sich als Gewölk am Kiele kräuselten. Lucius folgte mit den Augen seinem schwebenden Lauf.

Er liebte diese Viertelstunde künstlicher Dunkelheit, in der sich die Nacht verlängerte. Als Kind schon hatte er so in seinem Zimmerchen gelegen, während das Fenster dicht verhangen war. Die Eltern und Erzieher hatten das nicht gern gesehen; sie wollten ihn auf den tätigen Geist der Burgen lenken, in denen man mit der Trompete weckt. Doch zeigte sich, daß die Neigung zum abgeschlossenen und träumerischen Wesen ihm nicht schädlich war. Er zählte zu jenen, die sich spät erheben und doch zur guten Stunde fertig sind. Die Arbeit floß ihm ein wenig leichter und müheloser von der Hand – nahe den Zentren, wo der Umlauf geringer ist. Der Hang zur Einsamkeit, zum stillen Lauschen und Betrachten in tiefen Wäldern, an Meeresküsten, auf Gipfeln oder unter südlichen Himmeln war eine Mitgift, die ihn eher kräftigte. Sie gab ihm einen Schimmer von Melancholie. So war es bis in die zweite Hälfte seines Lebens, bis an sein vierzigstes Jahr.

Der grüne Segler entschwand den Blicken, dafür tauchte, gleichfalls in der Verkehrung, ein roter Tanker auf, ein alttümliches Modell der Inselwelt. Man näherte sich dem Hafen, die Schiffe wurden häufiger. Ein schmaler Schlitz des Bullauges ließ ihre Bilder wie in eine Dunkelkammer fallen und verkehrte sie. Lucius ergötzte sich an ihrem Anblick wie in einem Kabinett, in dem man den Weltlauf am Modell betrachtet und rein als Schauspiel nimmt.

Das Wasser des Bades war im Energieion angewärmt. Noch lebte sein Plankton, dessen Leuchten die Wärme steigerte. Die kleinen Wellen blinkten, wo sie gegen die Kacheln schlugen; auch schien der Körper in sanftes Licht gehüllt, phosphorisch patiniert. Die Beugungen an den Gelenken, die Falten und Konturen waren wie mit dem Silberstift umrissen; das Haar der Achselhöhlen schimmerte wie grünes Moos. Zuweilen bewegte Lucius die Glieder, die dann stärker aufleuchteten. Er sah die Nägel der Finger und der Zehen, als ob sie sich im Mutterleibe bildeten, die Adergeflechte, das Wappen des Ringes an der linken Hand.

Endlich verkündete ein Hornruf, daß man das Frühstück

rüstete. Lucius erhob sich; ein zarter Schimmer floß in die Wände ein. Nun wurde eine schmale Badekabine sichtbar, mit eingelassenem Becken und einem Waschtisch aus Porzellan. Die Haut war durch das Meersalz scharf gerötet; er spülte seine Spuren unter der Dusche mit süßem Wasser ab. Dann hüllte er sich in den Bademantel und wandte sich dem Waschtisch zu.

Der Phonophor lag unter den ausgepackten Gegenständen des Necessaires. Lucius ergriff ihn und bewegte mit dem Daumen das Rädchen für die festen Verbindungen. Sogleich ertönte aus der muschelförmigen Vertiefung des kleinen Gerätes eine Stimme:

»Hier Costar. Zu Ihrem Befehl.«

Es folgte die Meldung, wie sie auf Seefahrt vorgeschrieben war: Länge und Breite, Geschwindigkeit des Schiffes, Chemismus, Luft- und Wassertemperatur.

»Gut, Costar. Haben Sie die Uniform zurechtgelegt?«

»Ja, Kommandant, ich warte nebenan.«

Lucius ließ eine zweite Ziffer einspringen, und es ertönte eine andere, hellere Stimme:

»Hier Mario. Zu Befehl.«

»Buon giorno, Mario. Ist der Wagen bereit?«

»Der Wagen ist fertig und gut überholt.«

»Erwarten Sie mich um halb elf am Staatskai; das Schiff wird pünktlich anlegen.«

»Zu Befehl, Kommandant. Man sagt, es seien Unruhen in der Stadt. Die Wachtruppen sind alarmiert.«

»Wann sind in der Stadt denn keine Unruhen? Weichen Sie nicht vom Korso ab und lassen Sie sich einen Begleiter mitgeben.«

Lucius bedeckte das Gesicht mit weißem Schaum und schraubte das Licht zu größerer Schärfe an. Dann ließ er das feine Gitter gebogener Klingen um Wangen und Kinn schwirren. Wie immer beim Rasieren tauchten angenehme Erinnerungen auf. Er sah die weißen Ammonshörner im roten Gestein und fühlte die alte Sicherheit der Jaspisburg. Auch dachte er an die Gänge mit seinem Lehrer Nigromon-

tan am Ufer des Flusses und an die Blumen, die mit den Jahreszeiten wechselten. An jeder Biegung leuchtete das rote Schloß in neuer Ferne auf. Man hätte immer bleiben sollen – warum entfernte man sich von solchem Ort?

Ein zweiter Hornruf ertönte – man nahm die Plätze ein. Lucius war im Verzug. Er öffnete die Tür zur Kabine, in der Costar die Kleidungsstücke auf das Bett gebreitet hatte und Lucius behilflich war, sie anzulegen, indem er ihm zunächst die Wäsche reichte, die aus hellgrüner Seide gewoben war. Der Rock war etwas dunkler, matt heidegrün, und an den Rändern mit schmaler Goldverschnürung abgesetzt. Es war die Tracht der Jäger zu Pferde, die Lucius seit kurzem wieder trug, nachdem er sich lange Jahre seinen Studien gewidmet hatte und auf Reisen gewesen war. Bei dieser Truppe dienten seit alten Zeiten die Söhne aus dem Burgenland. Sie galt als durchaus zuverlässig und stellte die Kuriere zur Übermittlung der geheimen Meldungen und Handschreiben. Die Offiziere sah man im Gefolge der Feldherrn und Prokonsuln; bei jedem hohen Stabe tauchten in der Nähe des Purpurs zwei, drei der grünen Jäger auf. Sie waren Mitwisser bedeutender Geheimnisse und oftmals Überbringer entscheidender Botschaften. Auch wirkte ihr kleines Korps in diesen Zeiten des Interregnums wie eine Spange, die die Kommandostellen zusammenhielt.

Costar gehörte zu den Familien, die seit den ersten Zeiten im Schatten der Burgen siedelten. Die zweiten und dritten Söhne dieser Höfe zogen auf See- und Kriegsfahrt, wenn sie nicht in den Städten ihr Glück versuchten oder als Laienbrüder in den Klöstern ihr Brot fanden. Spät oder niemals kehrten sie zurück in die bemoosten Hütten, in denen stets ein Platz für sie bereitet war. Man konnte sich an jedem Ort auf sie verlassen, an dem sie als dienende Brüder auftraten. Auch heute rührte es Lucius, zu sehen, wie Costar ihn mit Spannung betrachtete, bemüht, ihm jedes der Stücke genau im Augenblick zu reichen, in dem er es benötigte. Nachdem er Lucius den Sprecher in die Brusttasche gesteckt und ihm mit einem Tuche den letzten, imaginären Hauch von Knöpfen

und Sporen gerieben hatte, trat er zurück und prüfte aufmerksam sein Werk.

Lucius liebte diesen Eifer in kleinen Dingen; er galt ihm als eines der unbewußten Zeichen, in denen die Ordnung sich bestätigt, als höherer Instinkt. Auch Liebe fühlte er in ihr. So ruhte sein Blick wohlwollend auf Costar, der ihm durch eine stumme Verbeugung anzeigte, daß an der Montur nichts auszusetzen war.

Im Frühstückssaal des »Blauen Aviso« herrschte die angeregte Stimmung, die den letzten Tag der Seefahrt auszeichnet. Mit feinem Summen führten die Ventilatoren gekühlte und aromatisierte Luft herbei, und knisternd sprangen die Funken von den Ambianzzerstäubern ab. Das Stimmengewirr des von der Morgensonne und der Spiegelung der Wogen belebten Raumes wurde begleitet vom Klirren des Geschirrs und von den Bestellungen der Stewards, die sie melodisch durch die Aufzüge zur Anrichte hinabriefen.

Lucius suchte nach der Begrüßung seinen Platz am Fenster auf. Die Farbe der Wogen war noch die des hohen Meeres, ein stumpfes Kobaltblau. Zuweilen stiegen, vom Kiel des Schiffes hochgetrieben, glasige Strudel auf. In ihrem Wirbel beseelte sich die Tönung und spielte in Marmor- und Blütenmuster ein. Die weißen Blasen glänzten wie Perlentrauben in dunklen Fassungen.

»Hier kann man Homer begreifen, wenn er vom weindunklen Meere spricht. Selbst kühnere Bilder würden berechtigt scheinen – nicht wahr, Kommandant?«

So fragte ein gnomenhaftes Männchen, das Lucius gegenüberhockte und seinen Blick verfolgt hatte. Es war verwachsen, und das Gesicht war greisenhaft verknittert, obwohl es einen kindlich staunenden Ausdruck trug. Das Männchen war lässig in einen grauen Anzug gekleidet, dessen Aufschlag zwei gekreuzte, aus Lapislazuli geschnittene Hämmer trug. In seiner Rechten hielt es einen Griffel, mit dessen Spitze es die Zeilen in einem Taschenbuch verfolgt hatte. Vor seinem Teller stand der Phonophor der Akademiker.

»Comme d'habitude«, beschied Lucius den Steward, der hinter seinen Stuhl getreten war.

»Comme d'habitude«, wiederholte dieser, und man hörte ihn in den Aufzug singen:

»Le déjeuner pour le Commandant de Geer.«

Dann wandte sich Lucius an das gnomenhafte Männchen und griff die Frage auf:

»Wie kommt es, Herr Bergrat, daß das Meer die schönsten Farben nur aufschließt, wenn ein Fremdes hinzutritt – ich meine: an den Küsten, in den Grotten oder im Kielwasser der Schiffe und Seetiere?«

»Als Lieblingsschüler meines verehrten Meisters Nigromontanus müßten Sie das doch besser wissen als ich. In seiner Farbenlehre findet sich gewiß ein Passus über den Einfluß weißer Inseln auf farbige Fassungen?«

Lucius konnte darüber Auskunft geben; Erinnerungen an alte Gespräche wurden in ihm wach.

»Wenn ich mich recht entsinne, bringt er diesen Einfluß mit einem seiner Lieblingsgedanken, dem Königtum der weißen Farbe, in Zusammenhang. In ihrer Nähe erhöht sich die Bedeutung der Palette, so wie der König dem Adel Rang und Sinn verleiht. Das Weiße gibt die Gründung für alle Farbenspiele, auch in der Malerei. Die Kostbarkeit der Perle liegt darin, daß sie diese Wahrheit anschaulich macht. Der Meister kam einmal darauf zu sprechen, als wir ein Blutfinkenschädelchen im verschneiten Wald betrachteten.«

»Gut, Kommandant. Ich sehe, daß Sie nicht geträumt haben. Was den Hinzutritt des Fremden betrifft, so könnte man auch sagen, daß die Materie einer geschlossenen Frucht vergleichbar ist und ihre Schönheit nur sichtbar werden kann, wenn Äußeres sie wie ein Messer anschneidet. Der Anschliff erst zeigt die geheimen Muster, die im Gestein verborgen sind. Sie sollten meine Sammlung von Achaten sehen.«

»Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Bergrat, würde die Schönheit stets die Folge einer Verletzung sein?«

»So könnte man sagen, denn im Absoluten gibt es die Schönheit nicht. Man würde damit in die Metaphysik des

Schmerzes eintreten. Doch machen Sie keinen Gebrauch davon; Sie würden Beifall finden, der Sie nicht erquickt. Auch nähern Sie sich dem Alter, in dem man den Vorgang von der anderen Seite auffaßt und ahnt, daß es die Fülle der Materie ist, die sich in diesen Prüfungen enthüllt. Sie gibt auf jedes Pochen Antwort, und um so reicher, je leiser es erklingt. Für jeden Schlüssel hält sie eine Schatzkammer bereit. Zu diesen Schlüsseln zählt, wie Sie aus Nigromontanus' Lehre von den Oberflächen wissen, auch das Licht.«

»Daran entsinne ich mich gut. Auf seinen Schürfgängen verwandte er gern das Bild des Schnittes – so meinte er, das Universum, wie es sich unseren Augen bietet, stelle nur einen von Myriaden Schnitten dar, die möglich sind. Die Welt sei wie ein Buch, von dessen zahllosen Seiten wir nur die eine sehen, die aufgeschlagen ist.

Auch sagte er oftmals, daß, je zarter der Schnitt, desto größer der Aufschluß sei. Man könne einen Grad der Feinheit erreichen, der ahnen lasse, daß Oberfläche mit Tiefe identisch sei wie die Sekunde mit der Ewigkeit. Als Beispiel nannte er den feinen Schmelz auf alten Gläsern, die Seifenblasen und den Regenbogenschiller, den Öl auf Pfützen spannt. Die Welt sei nirgends bunter als in den feinsten Häuten – das sei ein Zeichen dafür, daß ihr Reichtum im Unausgedehnten wohnt. Ich würde von diesen Dingen mehr begriffen haben, wenn er mich auch der beiden Nachbardisziplinen gewürdigt hätte – der Lehre vom Nichts und der Erotik, an der er damals arbeitete. Doch war ich zu kindlich, und inzwischen heißt es, daß er die eine in Teilen seiner Voraussetzung zu jeder möglichen Physik verschlüsselt habe, während die andere überhaupt verschollen sei.«

Ein Schatten überflog Lucius' Gesicht. Der Bergrat, der inzwischen einige Notizen in sein Büchlein eingetragen hatte, lächelte.

»Sie würden nicht weniger Torheiten begangen haben, Kommandant. Lehrer wie Nigromontanus zeigen die Ziele und nicht den Weg. Im Grunde führt jeder Weg zum Ziel. Was übrigens die Erotik angeht, so sprach ich mit Adepten,